

Ganz natürlich

Patti Smith erweist sich als große Charismatikerin

Gegen zehn rief Jesse an. Die Tochter von Patti Smith feierte in New York gerade ihren Geburtstag und wollte ihre Mutter daran teilhaben lassen. Die wiederum ging prompt ans Mobiltelefon, gratulierte und ließ dem Sprössling jenseits des Atlantiks vom Publikum in der Georg-Ellsler-Halle ein Ständchen singen. Und erstaunlicherweise wirkte das weder peinlich noch aufgesetzt, sondern wie das Natürlichste der Welt, so wie Smith überhaupt machen konnte, was sie wollte, und dabei überzeugend wirkte. Denn sie hat diese Selbstverständlichkeit eines Menschen, der im Laufe seines Lebens Höhenwege und Talsohlen hinter sich gelassen, der Exzesse ebenso wie Entbehrungen durchzustanden hat und daraus letztlich als Charismatiker hervorgegangen ist; da ist diese Unbedingtheit, die sich aus einer erkämpften Bewusstheit ergibt und schließlich zu einer Aura führt, die einem Konzert einen ganz speziellen Flow verschafft.

Smith vermeidet Schnickschnack und Show, sie ist ganz die mähige Sechzehnerin, die ihre Geschichten von der Liebe und vom Scheitern erzählt, die große Songs von Jagger bis Cobain covert und sie zu ihren eigenen macht. Sie ist eine Schamanin, die den nachmittäglichen Besuch im Haus der Kunst in eine psychedelische Erzählankdote umdeutet, dabei aber nicht den ironischen Unterton der Gelassenheit verliert. Sie ist eine Sängerin, die emotionsdichte Momente zu gestalten versteht, eine Darstellerin der eigenen Präsenz, die zwei Stunden lang die Menschen in der Halle dazu bringt, ihr an den Lippen zu hängen. Da stört es kaum, dass ihrer Band ein wenig Feuer fehlt und die Songs bis auf Ausnahmen wie *Nirvanas* „Smells Like Teen Spirit“ oder George Harrisons „Within You Without You“ sehr konventionell arrangiert sind. Smiths Persönlichkeit hält alles zusammen und macht aus der Musik ein bisschen Magie. RALF DOMBROWSKI

Im Kopf der Bavaria

Die Bairische Geisha erfindet sich neu und bleibt sich treu

Von weitem klingt es wie das Muffat, jenes Fabelwesen, das zum Maskottchen des Spielart-Festivals vor einhalb Jahren wurde. Aber es ist nur noch ein Klang der Erinnerung – was nun so klingt, ist ein Wagen aus Augustiner-Bierkästen. Ebenso ist da nur noch ein Bild, das an die dritte der Gründer-Geishas erinnert, die inzwischen in Brüssel lebt. Die Bairische Geisha, die in ihrer poetischen Eigenständigkeit überzeugendste Performance-Gruppe Münchens, ist nur noch zu zweit. Und doch wieder zu dritt: Mit Ren Saibara ist nun eine echte Japanerin dabei. Keine Geisha. Weil Judith Huber und Eva Löbau klug wissen, dass das, was sie selbst von sich behaupten, bei einer Dame aus Tokio Unsinn wäre.

Die Bairische Geisha hatte schon immer ein aufgeklärtes Verhältnis zur Realität und zur eigenen Identität. Deshalb ist es nichts weiter als vollkommen unabdingbar, dass sie bei ihrem jüngsten Wunderwerk im Pathos Transport Theater auch ihre eigene Geschichte antupfen. Denn der Abend heißt „Mein München – was haben wir hier verloren“ und ist eine demographisch unterfütterte Phantasmagorie über Heimat, was sie ist, sein könnte und in welchen Kleinstpartikeln sie aufzuspielen ist. Beim Augustinerflanschendrehen, in Weißwürsten, Brezn und am Strand der Theresienwiese, deren salzige Vergangenheit als Ur-Meer noch heute spürbar ist in der nierenanregenden Wirkung auf dortige Flaneure, erweist sich eine heimliche Verlorenheit ebenso wie im Kopf der Bavaria. Aus der Innensicht der Kolossal-Figur offenbart sich das bayerische Wesen als reine Vorstellung der bronzenen Erzeugerin eines wundersamen Landstrichs. Gegen diese Erkenntnis helfen die in ihrer Präsenz gänzlich wesenhaften Musiker Peter Pichler und Dim Slichter, die drei herrlichen Damen und der Film mit dem Russel. Was das ist, wird in der nächsten Produktion der Bairischen Geisha erklärt werden. EGBERT THOLL

Filmfest-Tagestipps

Die Wahrheit

Am Ende zurück zum Anfang – ein Prinzip, das zu Hause der DVD-Spieler ermöglicht. Beim 25. Filmfest München führt es, dem Jubiläum angemessen, „back to the roots“: „Wie alles wirklich anfang“ ist der Titel einer Diskussion über „die schwierige Geburt des Filmfest München“. Auf dem Podium im Foyer des Kleinen Konzertsaaus (heute, 18.30 Uhr, Gastig) nehmen Platz: Oscar-Preisträger Volker Schlöndorff, Ex-Kulturreferent der Stadt München Jürgen Kolbe und Produzent Theo Hinz. Alle Zeitzeugen, die am Ringen der neuen deutschen Filmemacher um „ihre“ Festival beteiligt waren. Die Moderation hat SZ-Kritiker Bodo Fründt.

Was die Einladung zum Münchner Filmfest einem Filmemacher bedeuten kann, hat der Bangladescher Enamul Karim Nirjhar in einem rührenden Brief (Filmfest-Homepage unter „News“) geschildert: „eine Errettung aus der Agonie, nichts für mein Land getan zu haben nach der Brutalität der Befreiungskriege dort“. Sein Film „Aha!“, eine Liebesgeschichte um Sünde und Erlösung, läuft heute, 17.30 Uhr, im Vortragssaal der Gastteig-Bibliothek. her

Pop-Art auf kommunistisch

Das Instituto Cervantes zeigt Arbeiten des spanischen Graphikdesigners Josep Renau



Josep Renaus Sicht auf die USA: „American Celebrities“, 1956 bis 1965, aus der 1967 veröffentlichten Serie „The American Way of Life“. Foto: Katalog

druckform entdeckte. In Collagen mit dem Titel „American Way of Life“ karikierte er die USA aus mexikanischer Sicht: Coca Cola neben dem elektrischem Stuhl, der Sternbanner als Frühstücksspeck, die Armen der Welt

bekommen einen Teller Waffen statt Essen, und immer wieder die Verbindung Sex und Macht. Den Reiz beziehen diese Werke aus einem Widerspruch: Renau nahm Elemente des Pop-Art vorweg – und erfand damit eine Darstel-

lungsart, die später eine der originären Ausdrucksformen genau des Lebensstils werden sollte, den Renau anklagte.

Ausstellungskurator Manuel Garcia hält es jedoch für ausgeschlossen, dass Andy Warhol Anleihen bei Renau nahm oder überhaupt von ihm wusste. In den sechziger Jahren nämlich lebte Renau jenseits des Eisernen Vorhangs. 1958 war er in Moskau dem Chef des ostdeutschen Fernsehens, Walter Heinowsky, begegnet, der ihn nach Ostberlin einlud. Dort behandelte man ihn als Vorzeigekünstler, als einen Beweis für die Internationalität der DDR. Renau blieb und schoss nun gegen die Bundesrepublik. Eine Collage zeigt den Bundesadler mit der Aufschrift „Denken verboten“. Man sieht Franz Josef Strauß in Nazi-Uniform vor einer Ausgabe des Spiegel hinter Gittern. Die künstlerische Qualität steht im Kontrast zur Plumpheit der Aussagen, die zu erklären ist durch Renaus oberflächliche Kenntnis Deutschlands. Im Westen war er nie, im Osten lebte er immerhin 18 Jahre lang isoliert, bei Berlin im Kreise diverser Assistentinnen. Deutsch sprach er kaum. Manchmal arbeitete er für die Karikaturzeitschrift *Eulenspiegel*, er wurde alimentiert und zensiert.

Es dauerte bis 1976, bis Renau die Gelegenheit ergriff, der goldenen Datscha zu entkommen. Er wurde zur Biennale in Venedig eingeladen und setzte sich nach Spanien ab, das nach Francos Tod dabei war, demokratisch zu werden. In seiner Geburtsstadt Valencia richtete man ihm ein Atelier ein. Er war begeistert: endlich ein Ort, an dem er tun könne, was er wollte, nicht was andere wollten. Noch einmal reiste er nach Berlin, um Formalitäten zu regeln. Er freute sich so sehr auf Arbeit mit jungen spanischen Künstlern, sagte er einem mitreisenden Journalisten. Es sollte nicht mehr dazu kommen. Am 11. Oktober 1982 starb Renau in einem Ostberliner Krankenhaus.

Instituto Cervantes, Alfons-Goppel-Straße 7, bis 7. September. Weitere Informationen unter www.cervantes-muenchen.de. SEBASTIAN SCHOEPP

Eine Art Brauchgefühl

Die nächste tolle Bayernkomödie: Matthias Kiefersauer zeigt „Das große Hobeditzn“ beim Filmfest

Dem jungen Bauern Christoph Hobeditz geht es ganz schön nass rein. Seine Freundin hat ihn verlassen, die Viecher sind ihm verendet, auf der Bank gibt es keinen Kredit, und dann schafft ihm auch noch sein herrischer Onkel dauernd an, was er tun und lassen soll. Da kommt ein sagenhaftes Testament gerade recht: Weil Christophs Großvater einst einem Unbekannten das Leben rettete und selbst dabei starb, vermacht der Mann dem Hobeditz-Bauern nun 53 Millionen Euro. Einzige, vom Notar scharf zu überprüfende Bedingung: Der uralte Brauch des Hobeditzns muss auf dem Hof der Familie immer noch gepflegt werden. Christoph verspricht das hoch und heilig, aber kein Mensch hat eine Ahnung, was das Hobeditzn eigentlich sein soll, und so müssen sich die völlig zerstrittenen Dorfbewohner zusammenraufen und ein Traditionsritual erfinden, um gemeinsam an das viele Geld zu kommen. Bald ist ihnen nichts mehr heilig: nicht die Todesdaten auf den Grabsteinen der Väter, nicht das Kriegerdenkmal, aus dem sie ein monströses Hobeditzn-Monument basteln.

Ein derartiger Plot ist natürlich perfekt geeignet als Versuchsanordnung für eine turbulente Komödie, bei der wunderbare Schauspieler wie Jörg Hube, Monika Baumgartner und Michael Lerchenberg mit witzigen Dialogen und skurriler Situationskomik einen hinreißenden Einblick in allzu menschliche, aber stets sympathische Macken geben. Kein Wunder, „Das große Hobeditzn“, eine Fernsehproduktion des Bayerischen Rundfunks, wurde im Vorfeld seiner heutigen (19.30 Uhr, Maxx5), rasch ausverkauften Premiere beim Filmfest unter Branchenbeobachtern als eine Art Kultfilm mit „Wer früher stirbt, ist länger tot“-Potential gehandelt. Es ist eben auch ein lustiger bayerischer Debütfilm, und dafür sind die Zeiten gut nach Marcus H. Rosenmüllers grandiosem Erfolg, der anderen neuen Heimatfilmern und Mundartschau-spielern die Türen geöffnet hat – aber auch eine entsprechende Schublade. Dort hineinsteigen will „Hobeditzn“-Regisseur und -Drehbuchautor Matthias

Kiefersauer nicht. Es gibt feine Unterschiede. Kiefersauer schaut noch genauer hin als Rosenmüller, er zeichnet die Charaktere subtiler, und wo es Rosenmüllers Humor aufträgt, hält Kiefersauer die Schauspieler an, zurückhaltend zu unter-spielen. Beim Hobeditzn tobt der Wahnsinn, doch die Dörfler bleiben ruhig. Fast schon lakonisch erzählt Kiefersauer die Geschichte seiner liebenswürdigen Käu-der mit ihrer Art von Brauchgefühl. Selbst dem größten Sauhund fühlt sich der Zuschauer noch irgendwie nahe.

Überhaupt hat es Kiefersauer nicht auf den Vergleich mit Rosenmüller angelegt. Als „Das große Hobeditzn“ im Umland von München und Glonn gedreht wurde, kam „Wer früher stirbt, ist länger tot“ gerade ins Kino. Die beiden Regisseure kennen sich von der Münchner Filmhochschule, wo Kiefersauer die Dokumentarfilmklasse besuchte, bevor er in die Münchner Drehbuchwerkstatt

ging. „Rosi“, sagt der 1973 geborene Kiefersauer über Rosenmüller, „ist genau vier Tage älter als ich und auch mit seinen Filmen immer ein bisschen früher dran.“

Der Entwurf zum „Hobeditzn“ lag jahrelang im Büro eines BR-Redakteurs. Als endlich Geld da war, kam aus heiterem Himmel sein Anruf. Kiefersauer machte sich mit dem von ihm verehrten Kabarettisten Alexander Liegl – dem „Weltmeister im Chaos-Stiften“, wie er ihn nennt – ans Buch und schrieb ihm gleich eine kleine Paraderolle als zauseliger Ziegenzüchter hinein. Und dann fand sich Kiefersauer plötzlich am Set seines ersten abendfüllenden Spielfilms wieder, als Leiter von Aufnahmen mit Schauspielern, von denen er manche schon als kleiner Bub im Fernsehen angeschaut hatte. Sechs davon arbeiten selbst als Regisseure. „Natürlich geht man mit Respekt an so eine Aufgabe heran“, sagt Kiefersauer. Jörg Hube etwa habe ihn bei den Leseproben

genau beobachtet, aber schließlich wie auch die anderen Darsteller Kiefersauers Geschichte vertraut und dessen Auffassung von den nie lächerlich gemachten Figuren geteilt.

Der junge Regisseur profitierte außerdem von früheren Kontakten und Erfahrungen. Kiefersauer schrieb unter anderem Drehbücher für Franz X. Bogner Fernsehserie „Café Meineid“ und führte Regie bei Reportagen von Franz X. Gernstl. Wie bei diesen beiden Lehrmeistern entwickeln sich Kiefersauers Filme ganz aus den Figuren heraus. Bayerisch es schon in seiner Abschlussarbeit an der Filmhochschule zu: „Wunderbare Tage“ erzählt die Geschichte eines Landpfarrers, der seine verwaiste Kirche füllen will und dazu eine Laientheatergruppe anheuert, Wunder im Dorf zu inszenieren. „Geschichten über den Menschen-schlag, den man selbst angeht“, erzählt man wohl am besten“, meint Kiefersauer, der aus Wolfratshausen stammt und nie groß aus Bayern weggekommen ist. „Eine hippe Berlin-Komödie könnte ich nicht machen“, sagt er, „ich habe keine Ahnung, wie die Leute da leben.“ Dennoch ist das Menschliche an seinen Filmen universell und nicht regional spezifisch. Selbst die zweite Ebene beim „Hobeditzn“, die Frage, wie sich die Dorfgemeinschaft bildet, beantwortet Kiefersauer über individuelle Herzlichkeit, keineswegs mit einem Appell für traditionelle Sozialstrukturen.

Ein Sendetermin steht noch nicht fest. Die dezente Hoffnung, dass „Das große Hobeditzn“ vom Filmfest weg den Sprung in die Kinos schafft, hat Kiefersauer noch nicht ganz begraben, darüber wagt er aber im Gespräch kaum zu spekulieren. Derweil bereitet er seinen nächsten Fernsehfilm vor: „Baching“, dessen Buch in der Drehbuchwerkstatt entstand und mit dem Tankred-Dorst-Preis ausgezeichnet wurde. Rosenmüllers Schublade bleiben auch dabei garantiert zu. Der Film erzählt, wie ein Autounfall das Leben der betroffenen Menschen in einem oberbayerischen Dorf verändert – und ist todernst. JOCHEN TEMSCH



Wenn es darum geht, einen alten Brauch neu zu erfinden, scheint ein Hirschgeweih auf dem Kriegerdenkmal eine geeignete Maßnahme zu sein. Foto: Filmfest

Stadt, Land, Fluss

Ein Ende und frische Anfänge in Münchner Galerien

Jetzt also findet die wirklich letzte Münchner Schau in der Galerie Ben Kaufmann statt. Zur Henkersmahlzeit treten nochmals alle 18 Künstler in seinen Räumen in der Amalienstraße an, damit es so richtig ins Auge fällt, was künftig hier dem Auge fehlt. Doch noch beschirmt die sechsteilige Lackstreifenserie des 1996 verstorbenen Dänen Poul Gernes die Beton-Stahl-Humoreske des Wahlberliners Bara, noch facettiert und fokussiert die Keramik-Spiegelwand der Wahlberlinerin Claudia Wieser den Blick der letzten Besucher, und noch taucht man ein in die bezingend räumliche Kugelschreiber-Schraffur des – ja doch – Wahlberliners Bernd Ribbeck. Im hinteren Raum grüßt – ha!, der Wahl-

münchner – Sebastian Dacey: „Da ich in München bin, gehe ich in den Englischen Garten, danach ins Studio, und hier muss ich irgendetwas tun. Also male ich, was ich gesehen habe“, erläutert er lapidar die idyllische Themenfindung. Wer Daceys Bäume sieht, will nicht mehr ernstlich nach Berlin. Das wird Ben Kaufmann auch noch merken (*Galerie Ben Kaufmann, bis 28. Juli, Amalienstraße 14*).

Der Übergang zwischen Stadt und Land hat an Deutlichkeit verloren. Das ist in den dicht besiedelten deutschen Landen so, fällt aber in den brutal gesetzte Schneiden amerikanischer Großstädte noch weitaus stärker ins Gewicht. Die 1963 in Heidelberg geborene Karin Apol-

onia Müller zeigt die tristen Lebensumstände von Downtown Los Angeles, wo Stadtmitte zu Suburbia wird und keiner mehr leben möchte; die architektonischen Fehlumsetzungen, der weißgrünliche Smog, der die Stadt in Gaze hüllt – all das ist in ihren großformatigen Fotografien in skalpellscharf-geschnittener Präzision festgehalten.

Dagegen wirken die zweischichtig collagierten Fotografien der Wolfratshausenerin Christiane Fleissner (geboren 1972) geradezu lieblich. Deren weich gezeichnete Prints halten den Blick eines Fahrenden fest, zeigen, wie sich in der bewegten Rezeption Nebeneinanderstehendes überlappt, sich ausgrenzt oder gedoppelt wird. Dem Münchner Daniel Schüß-

ler (geboren 1976) sind real vorgefundene Stadtlandschaften nicht genug. Der Student der Bildhauereiklasse von Nikolaus Gerhart baut zuerst aus Pappmaché und Plastikteilen ein Stadtmodell, bemalt es und nutzt diese Maquette als Kulisse seiner Fotografien. Die werden digital leicht bearbeitet und in einen Bildhintergrund eingepasst. Auf die Collagen wird teilweise nochmals malerisch eingegriffen: „Wichtig ist mir, dass die beiden Medien, das Analoge und das Digitale, ineinander übergreifen“, erklärt der junge Künstler. So wird der Übergang auch technisch noch ein wenig uneindeutiger: Stadt, Land – im Fluss (*Galerie Lichtpunkt, bis 28. Juli, Amalienstraße 9*). EVELYN PSCHAK

Das Fühlen dringt nach Außen

Kurt Suttner verabschiedet sich von seinem Via-nova-Chor

Nach 35 Jahren gibt Kurt Suttner aus Altersgründen die Leitung des Via-nova-Chors München ab. In dieser Zeit hat das von ihm gegründete und zu großem Renommee weit über die Grenzen Deutschlands hinaus geführte Ensemble auch die Chorszene Münchens entscheidend geprägt, vor allem durch ambitionierte Programme, die der zeitgenössischen Vokalmusik viel Platz einräumten. Soeben ist eine über tim.koertz@online.de zu beziehende Doppel-CD mit den schönsten Live-Aufnahmen von 1995 bis 2007 erschienen. Am Sonntag, 1. Juli (19 Uhr) gibt Suttner, dem in Kürze der Bayerische Verdienstorden verliehen wird, sein Abschiedskonzert in der Muffathalle.

SZ: Herr Suttner, was ist in der Chorszene heute anders als vor 35 Jahren?

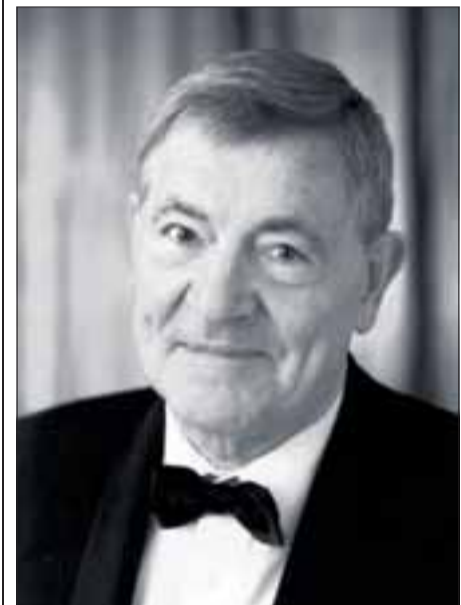
Suttner: Es hat sich sehr viel getan seit 1972. Laien- und Profiführer kann man heute oft nicht mehr sauber trennen. Das Niveau bei den Laien ist enorm gestiegen. Auch wenn ich das Wort gar nicht so gerne habe.

SZ: Trotz dem die Frage, ist der Via-nova-Chor ein reiner Laienchor?

Suttner: Das ist er nach wie vor. Und auch wenn die Mitglieder zwischen 24 und 65 Jahren alt sind, ist der Chor doch im Geiste immer jung geblieben.

SZ: Hat das auch damit zu tun, dass der Chor schon bald nach seiner Gründung 1972 seinen Schwerpunkt auf zeitgenössische Musik legte?

Suttner: Ja sicher. Das Experimentieren mit Klängen und die Neugier auf Unbekanntes halten lebendig und jung. Es gibt immer wieder Leute, die nach zwei Jahren Singen im Via-nova-Chor sagen, dass sie die moderne Musik nicht mehr missen möchten. Aber in erster Linie wollte ich auch Münchner Komponisten eine Plattform geben für ihre Musik. 34 Uraufführungen sind so im Laufe der Jahre zusammengelassen.



Kurt Suttner. Foto: oh

SZ: Wie können Laien die immensen Anforderungen moderner Vokal-Musik bewältigen?

Suttner: Wir können natürlich nicht alles singen. Aber ich halte an der wöchentlichen Abend-Probefest, einmal pro Monat wird am Samstag geprobt, einmal im Jahr gibt es dann ein viertägiges Chorwochenende. Bei zwei Programmen im Jahr ergeben sich da sehr lange Arbeitsphasen, in denen stetig etwas wachsen und entstehen kann.

SZ: Sie haben die Beschäftigung mit zeitgenössischer Chormusik einmal als „Rätselspiel“ bezeichnet. Was meinen Sie damit?

Suttner: Dass trotz geheimnisvoller, oft nicht leicht zu durchschauender Strukturen beim Singen inneres Fühlen nach außen dringt. Singen muss immer Singen und der Text der entscheidende Ausdrucksträger bleiben!

SZ: Das Repertoire des Via-nova-Chors umfasst aber auch die ganz Alte Musik. Wie geht das zusammen?

Suttner: Ich war als Student Mitbegründer der Capella antiqua Konrad Ruhlands. Diese Beschäftigung mit der Renaissance hat mich natürlich geprägt. Die Berührungspunkte der Alten mit der Neuen Musik sind vielfältig, man denke nur an die polyphonen Strukturen. Und wir wollten nie ein Spezialchor sein.

SZ: Wie kam es zu Ihrer Begegnung mit dem großen schwedischen Chorleiter Eric Ericson?

Suttner: Wir nahmen an vielen Wettbewerben teil, und auf einem traf ich Ericson. Aus dieser zufälligen Begegnung hat sich eine intensive berufliche und persönliche Freundschaft entwickelt. Wir kamen hier in München in den Genuss seiner berühmten „reading sessions“, in denen er neue Chormusik vorstellte. Von Ericson habe ich auch gelernt, wie wichtig und fruchtbar die Zusammenarbeit von Komponist und Sänger sein kann und muss.

SZ: Haben Sie sich für Ihr letztes Konzert etwas Besonderes ausgedacht?

Suttner: Ja, es ist eine Art Geburtstagskonzert – mit Werken von Peter Michael Hamel zu dessen 60., Wolfgang Killmayer zum 80., und zum 100. von Günter Bialas. Wir singen in drei Blöcken jeweils Stücke aus ihren jeweiligen frühen, mittleren und späten Schaffensperioden. Eine Retrospektive also in jeder Hinsicht.

Interview: Klaus Kalchschmid

Verantwortlich: Franz Kotteder